

Modeparfüms.

Die Modedame raucht vorbei; eine betäubende Wolke eines starken Geruchs umfließt sie und schlägt uns ins Gesicht. Wir wenden uns voll Grauen — auf diese Weise entziehen die Parfümhäßer, die bei uns in Deutschland so zahlreich sind.

Aber merken wir es uns wohl, daß es nur die schlechten Gerüche sind, die wir hassen, und daß der verfeinerte Kultur Mensch, der raffinierte Genuße seinem Auge, seinem Ohr, seiner Zunge zuführt, die Nase nicht leer ausgehen lassen darf. So sorgt auch die Mode für eine Fülle feiner, zarter und exquisiter Gerüche; Patchuli und andere solche schwüle süßliche Gerüche sind auf Nimmerwiedersehen von jedem eleganten Toiletentisch verbannt.

Streift uns heute eine Dame, die ein wirklich feines, modernes Parfüm hat, dann werden wir nicht zurückfahren und „Hiui!“ rufen, sondern es umfließt uns ein zarter Duft, wie hergeweht auf weichen Lüften aus einem alten, spätblühenden Garten, ein Duft, wie gewoben aus etwas Nefeba, aus wessenden Teerofen und leitem Mädchenlachen, der uns zum Träumen einladet und den vergangenen Zauber stiller Stunden aufweckt und dann verweht ist, verfliegen, so schnell wie er aufgetaucht, wie ein Wolfen Schatten im Mondenlicht.

Solche höchst vornehme, diskrete, lyrische Wirkungen hat das Parfüm von heute. Alles Schwere, Schwüle, Starke, alle vollen und süßlichen Gerüche sind verpönt; ganz zart, von einer herben Lieblichkeit des Weltens umhaucht, schnell verschwiegend ist der geheime Duft, der den Kleidern der modernen Dame entströmt.

Die feine Modedame wird natürlich ihr eigenes Parfüm haben, das zusammenklingt mit den kleinsten Einzelzügen ihrer Persönlichkeit, das die Stimmung, die von ihr ausgeht, gleichsam annimmt und ausbreitet, wie eine Blume ihren Duft, das alle die Gefühle, die sie erwecken will, auslöst und steigert. Und sie wird die Mischung von Essenzen, die sie mühsam gefunden, als Geheimnis bewahren und so sorglich hüten wie nur einen anderen der mächtigen Reize, in denen die Macht ihrer Schönheit ruht.

Sie wird sich überhaupt nicht in die Hände eines verräterischen Händlers begeben, der ihr ein fertiges Parfüm präsentiert. Alle die alten Blumen müssen dazu ihren Duft hergeben, Mai-blumen, Widen, die am Zaune sich ranken, Veilchen, Zitronentrant und Nefeba, sie alle, die einst im kleinen Gärtchen der Großmutter geblüht, sie werden die alten Kleider, die die Enkelin wieder hervorgeholt, mit dem blaffen, matten Duft der Vergangenheit umgeben; ein vergilbter Rauch soll aufsteigen, wie er in den steifen Spinden aus der Mädchenszeit der alten Frauen geriecht.

Doch auch fremde und exotische Blumen liebt man. Die neue Liebe zu Japans Kunst und Japans Volk hat den mühen, feinen, langanhaltenden Duft der japanischen Lotostilie gebracht. Das feinste

Parfüms, dessen scharfer, pikanter und erregende Duft die tolle Melodie eines Fandango in die Ohren ruft, ist bereits ein wenig abgebraucht, da man es bei jedem Friseur kaufen kann.

Um den „dernier cri du chic“ davonzutragen, ist es vor allem notwendig, sich eines Nieschiffens zu bedienen. Auch dies ein altes Inventarstück, aus den Wäschekränken der Großmutter geholt, doch diesmal nicht naiv und schlicht, sondern mit einem bewußten Raffinement verwendet. Denn die Mütter legten die kleinen Nieschiffen in ihre Handschuhe, unter die Taschentücher und die Wäsche, und es blieb dann ein schüchtern, blasser Geruch zurück.

Die moderne Dame trägt das Nieschiffen überall, in der Korsetage und im Saume des Jupons: im Griff des Sonnenschirmes ist eine Öffnung, um es hineinzutun, und in der Feder des Gutes wiegt sich, uns unsichtbar, ein solch duftendes Ding. Ein ganz kleines Nieschiffen birgt sich in einer Ecke des Taschentuches, ein anderes ruht in der Handsfläche des Glacéhandschuhs.

Die Herstellung dieser Nieschiffen erfordert viel Mühe, da sie sehr dünn und flach sind und aus dem feinsten Material verfertigt werden. Am besten nimmt man eine einzige Lage feiner Baumwolle und zerschneidet sie in zwei Schichten, streut dann das wohlriechende Pulver dazwischen und preßt die Baumwolle wieder fest zusammen. Am Abend trägt die moderne Dame ein schmales Nieschiffen in ihrer Korsetage und manchmal hat sie sogar auch in den Arabesken und Büsten ihrer Coiffüre ein ganz kleines Nieschiffen. Es ist eben vor allem notwendig, von möglichst vielen Stellen einen feinen und zarten Duft ausgehen zu lassen, der wie eine Wolke allseitig umhüllt, denn aus dem alten Nieschiffen, das einen penetranten Geruch auf eine bestimmte Stelle konzentrierte, sind heute möglichst viele Wohlgeruchspender geworden, die ein ganz schwaches Parfüm verhauchen.

Trilby.

Aus dem Französischen übertragen von A. Börner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Eanny hatte kaum Zeit gehabt, den Entschluß, den sie soeben gefaßt hatte, zu festigen, indem sie ihn öfter wiederholte mit einer Willenskraft, die sie um so energischer gefaßte, je mehr sie die Kraft gewann, zu siegen; sie murmelte noch die letzten Worte dieser geheimen Verpflichtung, als sich in ihrer Nähe zwei Stimmen vernehmen ließen, unterhalb des Seitenweges, den sie eingeschlagen hatte, um rascher an das Ufer des Sees zu gelangen, den man aber nicht



Der Kaiserpokal für Ozeanwettfahrten.

(Siehe Text Seite 327.)

moderne Parfüm, das nicht von den Blumen seinen Duft leiht, ist das wohlbekannte Beau d'Espagne, das aus einem wohlriechenden Leder von Cordoba hergestellt wird. Doch die Wirkung dieses spanischen

mit einer schweren Last begeben konnte, während Dougal mit den schönsten Fischen beladen gewöhnlich auf dem andern Wege einerschritt, umtomehr, wenn er einen Gast zur Güte führte. Die beiden Wanderer gingen langsam den unteren Weg entlang, wie Männer, die in einer ersten Unterhaltung begriffen sind. Es waren Dougal und der alte Mönch von Balva, den der Zufall an das entgegengelegte Ufer geführt hatte, und der gerade zurecht gekommen war, um in der Barke des Fischers herüberzufahren und ihn um Gastfreundschaft zu bitten. Man kann sich denken, daß Dougal nicht daran dachte, sie dem Abgesandten des Klosters zu verweigern, durch dessen Hilfe er in den letzten Tagen so viele Wohlthaten empfangen hatte, denn keinem anderen schrieb er es zu, daß die seit längerer Zeit ausgebliebenen Fische in so großer Menge zurückgeführt waren; nur der Mitwirkung des Heiligen glaubte er auch die Entdeckung dieses Kästchens zuschreiben zu sollen, von dem er so oft geträumt hatte, und das noch sehr viel wertvollere und dauerhafte Schätze enthalten mußte. Er bewillkommte deshalb den alten Mönch mit noch viel größerer Wärme, als an jenem denkwürdigen Tage, an dem er ihn um die Verbannung Trilbys gebeten hatte. Es waren die wiederholten Versicherungen seiner Dankbarkeit und feierliche Zusicherung fortgesetzter Wohlthaten von seinen Nonals, die die Aufmerksamkeit Jeannys auf das Gespräch der beiden erweckt hatten. Sie blieb ohne es zu wollen stehen, denn sie hatte anfangs Furcht, ohne es sich einzugestehen, daß diese Reise noch einem anderen Zwecke dienen möge, als die Jahrespende einzusammeln, die ein Abgesandter des Klosters um diese Jahreszeit niemals abzuholen verläumtete; sie erwartete ängstlich ein Wort, das ihr eine Gefahr für den Gefangenen in der Hütte offenbaren könnte. Als sie aber Nonal mit kräftiger Stimme ausrief hörte: „Die Berge sind befreit, die bösen Geister sind besiegt. Der letzte von allen ist auf dem Feste des Heiligen Colombain der Verbannung zum Opfer gefallen.“ hatte sie einen doppelten Grund, sich wieder zu beruhigen, denn sie zweifelte nicht an den Worten des Priesters. „Entweder kennt der Mönch dies Schicksal Trilbys nicht“, sagte sie, „oder Trilby ist gerettet und von Gott begnadigt, wie er es selbst zu hoffen schien.“ Beruhigt begab sie sich in die Bucht, in der Dougal seine Boote festgemacht hatte, entleerte die vollen Netze in den Fischbehälter, bereitete die leeren Netze auf dem Strande aus, nachdem sie das Wasser ausgedrückt hatte, um sie gegen die Folgen eines etwa zu erwartenden Morgenfrostes zu schützen und ging auf dem bergigen Fußweg zurück mit der Ruhe, die das Bewußtsein einer erfüllten Pflicht mit sich bringt, wenn deren Erfüllung niemandem Schaden gebracht hat. „Der letzte der bösen Geister ist auf dem Feste des Heiligen Colombain verdammt worden“, wiederholte Jeanny; das kann Trilby nicht gewesen sein, weil er noch heute Abend mit mir gesprochen hat und jetzt in der Hütte ist, es sei denn, daß ein Traum meinen Geist verwirrt hätte. Trilby ist also gerettet und die Versuchung, die er auf mein Herz ausgeübt hat, war nur eine Prüfung, die ihm wahrscheinlich die Heiligen auferlegt haben. Er ist gerettet, ich werde ihn eines Tages wiedersehen; eines Tages sicher! rief sie; er hat es mir selbst gesagt: Tausend Jahre sind auf der Erde nur ein Augenblick für diejenigen, die sich niemals wieder trennen brauchen!“

Jeannys Stimme war so laut geworden, daß man sie in der Nähe hätte hören können, denn sie glaubte sie sei allein. Sie verfolgte den Weg an der langen Mauer des Kirchhofs entlang, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde nur von Raubtieren betreten wurde, oder allenfalls von armen Weisenkindern, die ihren Vater beweinen wollten. Während des wirren Geräusches dieser schluchzenden Laute, das einer Totenklage gleich, sah sie, wie sich eine Fackel im Innern des Kirchhofs bis zur Höhe der Einfriedigungsmauer erhob und unheimliche Lichter über die langen Stämme der nächsten Bäume ergoß. Ein Nordlicht, das seit dem Untergange der Sonne den Polarhimmel zu erleuchten begonnen hatte, verbreitete langsam seinen fahlen Schleier quer über den Himmel und über alle Berge, traurig und schrecklich

anzusehen wie der Schein einer entfernten Feuersbrunst, bei der man unsfähig ist, Hilfe zu leisten. Die Nachtvögel, in ihrer hinterlistigen Jagd unangenehm überrascht, zogen ihre schwerfälligen Flügel ein und ließen sich erschreckt an den Abhängen des Kobler nieder; der aufgeschreckte Adler schrie vor Schreck auf der Spitze seiner Felsen, diese ungewöhnliche Mute überrascht betrachtend, der kein Stern folgt, und die nicht den Morgen ankündigt.

Jeanny hatte oft von geheimen Zusammenkünften der Heren sprechen gehört und von den Festen, die sie sich in der letzten Wohnung der Toten geben zu gewissen Zeiten der Wintermonate. Einemal sogar, wenn sie ermüdet von ihren Fahrten unter das Dach Dougals zurückkehrte, hatte sie diesen schwankenden Lichtschein, der sich rasch hob und senkte, zu bemerken geglaubt; sie hatte in der Luft ein Durcheinander von sonderbaren Stimmen, von freisichendem, wilden Lachen, von Gesängen zu vernehmen geglaubt, die einer anderen Welt anzugehören schienen, so grell und flüchtig waren sie. Sie erinnerte sich, diese Gestalten gesehen zu haben in ihren schabigen von Asche und Blut besetzten Fegen, wie sie sich in den Ruinen der alten Umzäunung verloren, oder wie sie sich, wie weiß und blauer Qualm des von der Flamme aufgekehrten Schwefels, in den Schatten der Bäume und in den Wolken des Himmels verirrt. Angelockt durch eine unüberwindliche Neugierde, überschritt sie die fürchterliche Schwelle, die sie niemals anders als bei hellem Tageslicht betreten hatte, um am Grabe ihrer Mutter zu beten. Sie trat einen Schritt vor und blieb stehen. Ungefähr am Ende des Kirchhofs, der übrigens nur von jener Art Lebensbäumen beschattet wurde, deren Früchte, rot wie frisch vom Baume geschnittene Kirschchen, alle Vögel der Umgegend von weitem anziehen, hinter der Stelle, die durch ein letztes bereits ausgegrabenes aber noch leeres Grab kenntlich war, stand eine mächtige Birke, die man den Baum des Heiligen nannte, weil man behauptete, daß der Heilige Colombain, als er noch jung und noch nicht ganz von weltlichen Irrungen frei war, hier eine ganze Nacht in Tränen zugebracht habe im Kampfe gegen die Erinnerung an seine irdischen Liebeshändel. Diese Birke war seitdem ein Gegenstand der Verehrung für das Volk, und wenn ich Dichter wäre, so würde ich dafür gestört haben, daß die Erinnerung an diese fromme Stätte der Nachwelt erhalten blieb.

Jeanny hörte, sie hielt ihren Atem an, sie bückte sich, um besser hören und sehen zu können, sie machte noch einen Schritt und hörte wieder. Sie hörte ein doppeltes Geräusch, wie von einem Eisenbein-Kästchen, das gebrochen wird, oder von einer Birke, die zu Boden stürzt; in demselben Augenblick aber sah sie, wie der Widerschein eines entfernten Lichtes über den Boden lief, ihre Füße beleuchtete und sich über ihre Kleider ausbreitete. Jaghaft verfolgte sie den Strahl, der sie erleuchtete, bis zu seinem Ursprung; er ging augenscheinlich von dem Baume des Heiligen aus, und vor diesem Baume stand ein Mann aufgerichtet in der Stellung der Verbannung, daneben lag ein Mann auf den Knien im Gebet. Der erstere schwang eine Fackel, die seine unbuldsame aber helle Stirn mit Licht übergoß. Der andere lag unbeweglich da. Sie erkannte Nonal und Dougal. Man hörte dort außerdem eine Stimme, die leise der Namen Jeanny schluchzte und sich dann in der Birke verlor. — „Trilby!“ rief Jeanny, und alle Gräber rasch überspringend, stürzte sie sich in das leere Grab, das ohne Zweifel für sie bestimmt war, denn niemand entgeht seinem Schicksal.

„Jeanny, Jeanny!“ rief tröstlos der arme Dougal. „Dougal!“ erwiderte Jeanny, während sie ihm ihre zitternde Hand reichte und abwechselnd ihn und den Baum des Heiligen ansah, „Daniel, mein guter Daniel, tausend Jahre sind nichts auf der Erde... nichts“, sprach sie, mühsam ihren Kopf aufrecht haltend; dann ließ sie ihn herabsinken und war tot. Nonal, nur einen Augenblick innehaltend, nahm sein Gebet wieder da auf, wo er es unterbrochen hatte.

Es waren wohl Jahrhunderte seit diesem Vorgang verstrichen, als meine Reisen und vielleicht auch einige Herzensorgen mich auf jenen Kirchhof führten.

Er liegt jetzt, entfernt von allen menschlichen Wohnungen, und wohl mehr als vier Kilometer sind es bis dahin, wo man auf demselben Ufer den Rauch der hohen Schornsteine von Portincaple erblickt. Alle Mauern der alten Einfriedigung sind zerfallen; nur noch wenige Spuren davon sind vorhanden, sei es, daß die Landbewohner die Steine zu neuen Bauten verwendet haben, sei es, daß die Erde der Rasenstücke von Argail, durch Tauwetter und Ueberschwemmung fortgerissen, sie nach und nach überdeckt hat. Der Stein jedoch, der das Grab Jeannys schließt, hat Jahrhunderte hindurch der Zeit, den Stürmen des Himmels und sogar den Menschen getrotzt. Man liest dort noch heute die von einer frommen Hand eingemeißelten Worte: „Tausend Jahre sind nur ein Augenblick auf der Erde für diejenigen, die sich niemals wieder trennen brauchen.“ Der Baum des Heiligen ist tot, aber einige Sträucher voller Kraft krönen seine durch ihren reichen Blätter-schmuck ausgefogene Wurzel, und wenn ein frischer Wind durch ihre grünen Zweige weht und ihr dichtes Laubwerk beugt und wieder hebt, kann sich eine lebhaftere und milde Phantasie dort noch heute am Grabe Jeannys von Trilby und seinen Seufzern träumen. Tausend Jahre sind so kurze Zeit, um das, was man liebt zu besitzen, so kurze Zeit, um es zu beweinen!...

Arria Marcella.

Eine Erinnerung an Pompeji.

Aus dem Französischen von Adele Reuter.

(Vortsetzung.)

Als er an einem Hause vorbeiging, das er schon am Tage bemerkt hatte, und das jetzt vom Monde voll beleuchtet wurde, fiel ihm eine Säulenhalle in vollkommen unverletztem Zustande auf, in deren Anordnung er am Mittag sich hineinzufinden verucht hatte. Vier Säulen dorriger Ordnung bis zur Mitte der Höhe canneliert, deren Schaft ein in Mennigfarbe purpurot gemalter Stuch umhüllte, stützten ein Gesims, das mit vielfarbigen Verzierungen geschmückt war, die der Maler erst gestern vollendet zu haben schien; auf der Seitenwand der Pforte bestete ein Gund aus Lafonien, der in Wachsmalerei hergestellt und von der kurzen Inschrift: „Cave canem“ („Hüte Dich vor dem Hunde“) begleitet war, den Mond und die Besucher mit gemalter Wut an. Auf dem Mosaikfußboden begriffte das Wort „Salve!“ in oskischen und lateinischen Buchstaben die Gäste des Hauses mit feinen einladenden Sätzen. Die Außenmauern, die in Ocker und Rot gestrichen waren, hatten keinen Miß. Das Haus war um ein Stockwerk erhöht, das feingebildete Ziegelbad war von einer bronzenen Akroterie gekrönt, die ihr unverlehtes Profil auf das leichte Blau des Himmels warf, an dem einige Sterne blitzten.

Diese sonderbare Wiederherstellung, die vom Nachmittag bis zum Abend durch einen unbekanntem Architekten ausgeführt zu sein schien, beunruhigte Octavio sehr, da er sicher war, dieses Haus an demselben Tage als verfallene Ruine gesehen zu haben. Der geheimnisvolle Künstler hatte sehr rasch gearbeitet, denn die Nachbarhäuser boten dasselbe frische und neue Aussehen; alle Pfeiler waren mit ihren Kapitälern gekrönt; nicht ein Stein, nicht ein Ziegel, nicht das kleinste Stück des Cementputzes, nicht ein Teil der Malerei, nichts fehlte an den schimmernden Wänden der Facade; durch die Säulenhalle hindurch sah man rings um das Marmorbecken des Pluviums rote und weiße Lorbeerbäume, Myrten und Granaten in voller Blüte aufgestellt. Alle Gesichtsschreiber hatten sich geirrt; der Ausbruch hatte gar nicht stattgefunden, oder der Zeiger der Zeit war auf dem Zifferblatt der Ewigkeit um zwanzig hundert-jährigen Stunden zurückgelaufen.

Octavio, im höchsten Grade überrascht, fragte sich, ob er wirklich im Stehen schlafe und in einem Traume einherwanble. Er forschte in allem Ernste nach, um festzustellen, ob es nicht Geisteschwäche sei, die diese Sinnesaufstufungen vor seinen Augen und Ohren aufmarschieren lasse; er mußte aber

anerkennen, daß er weder eingeschlafen, noch verückt sei.

Eine auffallende Veränderung hatte auch in der Luft stattgefunden; unbestimmte rote Farben mischten sich mit violetten Schattierungen in den azurblauen Schein des Mondlichtes; der Himmel klärte sich am Horizont auf; man hätte sagen können, der Tag bräche an. Oktavio zog seine Uhr; sie zeigte Mitternacht. Da er fürchtete, daß sie vielleicht nicht aufgezo-gen sei, setzte er das Schlagwerk in Bewegung; es erklangen zwölf Schläge, kein Zweifel, es war erst Mitternacht; gleichwohl erhöhte sich die Helle nunmehr, die Schatten des Mondlichtes erblaßten mehr und mehr, und die Sterne verschwanden; die Sonne ging auf.

Oktavio, in dem alle Ideen der Zeit in Verwirrung geraten waren, vermochte sich nun zu überzeugen, daß es nicht ein erlöbtes Pompeji, nicht der kalte Leichnam einer Stadt, von dem man die eine Hälfte des Totenhemdes hinweggezogen hat, war, auf dem er lustwandelte, nein, ein lebendiges Pompeji war es, jung, unverehrt, über das keineswegs die Ströme feuriger Auswürfe des Vesuv hinweggegangen waren.

Ein unbegreifliches Wunder versetzte ihn, den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts in die Zeit des Titus zurück, nicht etwa im Geiste, sondern in Wirklichkeit oder vielmehr er ließ vor seinen Augen aus der Tiefe der Vergangenheit eine zerstörte Stadt mit ihren verschundenen Einwohnern zu neuem Leben wieder erwachen; in der That trat soeben ein nach der Antike gekleideter Mann aus einem benachbarten Hause heraus.

Dieser Mann trug kurzgeschchnittene Haare, er war bartlos; ein Unterleid von brauner Farbe, ein hellgrauer Mantel, dessen Zipfel über die Schulter geschlagen war, um den Gang nicht zu belästigen, vollendete seinen Anzug; er schritt rasch, ja er lief fast und ging an Oktavio vorbei, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Ein Kohlrorb hing an seinem Arme, er war augenscheinlich auf dem Wege zum Gemüsemarkt; — es war ein Sklave, der Einkäufe zu besorgen im Begriff war; unmöglich war es, sich hierin zu täuschen.

Geräusch von Rädern ließ sich vernehmen; ein antiker Wagen; von weißen Ochsen gezogen und mit Gemüts beladen, erschien in der Straße. Neben dem Fuhrwerk schritt ein Ochsentreiber mit nackten und von der Sonne verbrannten Beinen einher.

Seine Füße steckten in Sandalen, bekleidet war er mit einer Art Hemd von haufschiger Leinwand, das durch einen Gürtel über der Hüfte geschlossen wurde; ein nach oben verjüngter Strohhut, der auf den Rücken zurückgeworfen und unterm Kinn durch ein Band festgehalten war, ließ erkennen, daß sein Kopf eine heute unbekannte Form zeigte, seine niedrige Stirn trug den Ausdruck der Beschränktheit an sich. Die Haare des Mannes waren braun und schwarz, seine Nase war normal, seine Augen waren blöde, wie die seiner Ochsen und sein Hals war der eines ländlichen Herkules. Mit dem Stachelstoch, den er in selbstbewußter Haltung in seiner Hand führte, trieb er kräftig die Tiere an.

Der Ochsentreiber bemerkte Oktavio und schien sehr überrascht, er fuhr aber ruhig weiter; einmal sah er sich um, da er augenscheinlich keine Erklärung für die Erscheinung dieser ihm so fremden Persönlichkeit fand; in seiner einfachen bäuerlichen Beschränktheit aber überließ er die Auflösung dieses Rätsels anderen Geistes.

Es erschienen auch Bauern vom Lande, die mit Weinschläuchen beladene Esel vor sich hertrieben, die durch das Geklingel ihrer ehernen Schellen etwas Leben in die Stille der Straße brachten; ihre Gesichtszüge unterhielten sich von denen der heutigen Bauern wie eine Medaille von einem Sou.

Die Stadt bevölkerte sich allmählig, wie ein Diorama, das, zunächst öde und leer, durch eine Aenderung in der Beleuchtung von bis dahin unsichtbaren Personen belebt wird.

Die Empfindungen, die Oktavio bestürmten, waren den veränderten Umständen entsprechend natürlich einem Wechsel unterworfen. Vorher, in dem trügerischen Schatten der Nacht, war er jenem Miß-

behagen preisgegeben gewesen, dem die Tapfersten sich nicht ganz zu entziehen vermögen inmitten beunruhigender und phantastischer Eindrücke, von der sich die Vernunft keine Rechenschaft ablegen kann. Das unbestimmte Gefühl des Mißbehagens, das ihn ergriffen hatte, war einer vollkommenen Betäubung gewichen; ein Einblick auf die Deutlichkeit der sich vor seinen Augen abspielenden Vorgänge, und auf das zuverlässige Zeugnis seiner Sinne konnte ein Zweifel kaum bei ihm mehr aufkommen, obgleich das, was er sah, vollkommen ungläublich erschien. — Wenig überzeugt, wie er war, versuchte er durch die Feststellung kleiner nicht zu bezweifelnder Einzelheiten klarzustellen, daß er nicht etwa doch das Spielzeug einer Sinnestäuschung sei. — Es waren unzweifelhaft keine Gespenster, die sich vor seinen Augen bewegten, — denn das lebhaft Licht der Sonne beleuchtete sie mit einer unwiderleglichen Sicherheit und ihre durch das Morgenlicht verlängerten Schatten fielen unlesbar auf die Bürgersteige und auf die Mauern. — Obwohl er nichts von dem, was um ihn hervorging, verstand, widersetzte sich Oktavio im Grunde genommen, entzückt darüber, einen seiner schönsten Träume erfüllt zu sehen, seinem Abenteuer nicht weiter; er gab sich all diesen Wundern willfährig hin, ohne daß er beansprucht hätte, sich Rechenschaft darüber abzulegen. Er sagte sich einfach, weil ihm kraft einer geheimnisvollen Macht Gelegenheit gegeben sei, einige Stunden in einem längst entschwundenen Jahrhundert zu verleben, sei es nicht angebracht, seine Zeit damit zu verbringen, eine Lösung dieser unbegreiflichen Tatsache zu suchen; er verfolgte seinen Weg tapfer, indem er sich dies für ihn so alte und doch so neue Schauspiel vor Nechten und zur Linken aufmerksam betrachtete. In welchen Abschnitten des pompejanischen Lebens aber war er plötzlich hinein verlegt? Eine auf einer Mauer eingegrabene Inschrift der Stadtbehörde gab ihm durch den Namen der darunter verzeichneten Personen Aufschluß darüber, daß man sich zu Beginn der Regierung des Titus — also etwa im Jahre 79 unserer Zeitrechnung befand. Ein Gedanke tauchte plötzlich in Oktavios Seele auf; die Frau, deren Abdruck er im Museum zu Neapel bewundert hatte, mußte gerade jetzt leben, da der Ausbruch des Vesuvus, in dem sie untergegangen war, am 24. August dieses nämlichen Jahres stattgefunden hatte; er konnte sie demnach wiederfinden, sie sehen, sie sprechen! . . . Der törichte Wunsch, den er empfunden hatte beim Anblick dieser um jene göttlichen Formen verfeinerten Asche konnte vielleicht in Erfüllung gehen, denn nichts, sollte man meinen, werde einer Liebe unmöglich sein, die die Kraft gehabt hatte, die Zeit rückläufig zu machen und dieselbe Stunde zweimal in der Sanduhr der Ewigkeit durchlaufen zu lassen.

Während Oktavio sich diesen Betrachtungen hingab, schritten schöne junge Mädchen zu den Brunnen, sie trugen, unterstützt von der Spitze ihrer weißen Finger, schlank Nonen auf ihrem Kopf; vornehme Bürger der Stadt in langen mit Purpurbändern eingetauchten Mänteln und von der Schaar ihrer Klienten begleitet, begaben sich in feierlichem Zuge zum Forum. — Die Käufer drängten sich an den Kaufstäden, die sämtlich mit schönem Bildwerk, in Marmor und Farben geschmückt, durch ihre kleinen Abmessungen und ihre Einrichtung an die maurischen Läden in Algier erinnern; oberhalb der meisten dieser Krambuden war ein stolzer Phallus und die Inschrift „Hier wohnt das Glück!“ angebracht, zum Zeichen abergläubischen Schutzes gegen verdorrenes Del; Oktavio bemerkte sogar einen Laden mit Zauberringen, deren Ansehnlichkeit mit kleinen Körnern, mit gepalneten Korallenzweigen und mit niedlichen goldenen Götterbildchen, wie man sie heute noch in Neapel findet, bedeckt war, die dazu dienen sollten, sich gegen den bösen Blick zu schützen, und er sagte sich, daß ein Aberglaube doch mehr als eine Religion überdauere.

Während er so auf dem Bürgersteig entlang ging, der jede Straße in Pompeji einfaßt und so den Engländern die Entfindung dieser zweckmäßigen Einrichtung freitrag macht, befand sich Oktavio plötzlich einem schönen jungen Mann gegenüber, der, un-

gefähr in seinem Alter, mit einem safranfarbenen Oberrock bekleidet und in einen Mantel von feiner weißer Wolle, geschmeidig wie Cashemir, gehüllt war. Der Anblick Oktavios in seinem abscheulichen neu-modischen Hut, den Leib in einen engen schwarzen Gehrock eingeschnürt, die Beine in eine Hofe eingepfercht, die Füße in glänzende Schmirnefelle gepreßt, schien den jungen Pompejaner in Erstaunen zu versetzen, wie wir einen Indianer oder einen afrikanischen Neger mit seinen Federn, seinen Halsgehängen von Bärenkrallen und seinen seltsamen Tätowierungen mit Verwunderung betrachten würden, wenn er uns auf der Straße begegnete. Da es indessen ein wohl-erzogener junger Mann war, so hütete er sich als solcher, Oktavio ins Gesicht zu lachen; er erbarmte sich über diesen armen Barbaren, der durch irgend einen Zufall in diese griechisch-römische Stadt verschlagen worden war und sprach ihn mit wohlklingender Stimme liebevoll an:

„Tritt näher, Fremdling, sei willkommen!“
Nichts war natürlicher, als daß ein Einwohner von Pompeji unter der Regierung des göttlichen Kaisers Titus, des hochmächtigen und großen Herrschers, sich in lateinischer Sprache ausdrückte, nichts desto weniger fuhr Oktavio zusammen, als er diese tote Sprache in dem Munde eines Lebenden vernahm. Er beglückwünschte sich alsobald, daß er darin in der Schule sehr stark gewesen war, und daß er in der großen Prüfung einen Preis im Lateinischen errungen hatte. Das auf der Universität gelehrte Latein konnte ihm bei dieser Gelegenheit, die in der Tat einzig ihrer Art war, gute Dienste leisten; indem er seine Erinnerungen aus der Klasse in sein Gedächtnis zurückrief, beantwortete er den Gruß des jungen Pompejaners im Styl Ciceros in durchaus verständlichen Worten, jedoch in der ihm allein geläufigen Pariser Aussprache, die den jungen Mann zu einem Lächeln veranlaßte.

„Es wird Dir vielleicht leichter werden, griechisch zu sprechen,“ meinte der Pompejaner; „ich kenne auch diese Sprache, denn ich machte Studien in Athen.“

„Ich verstehe Griechisch noch weniger als Latein,“ erwiderte Oktavio, „ich bin aus dem Lande der Gallier, aus Paris, aus Lutetia.“

„Ich kenne dieses Land. Mein Großvater hat unter dem großen Caesar am Kriege in Gallien teilgenommen. Aber welche sonderbare Kleidung trägtst Du? Die Gallier, die ich in Rom sah, waren nicht so gekleidet.“

Oktavio versuchte es dem jungen Pompejaner klar zu machen, daß zwanzig Jahrhunderte seit der Eroberung Galliens durch Julius Caesar vergangen seien, und daß die Mode seit jener Zeit sich gewaltig geändert haben könne; hier aber verließ ihn sein Latein und um die Wahrheit zu sagen, es war damit überhaupt soweit nicht her.

„Mein Name ist Rufus Holconius und mein Haus ist das Deinige,“ sprach der junge Mann; „es sei denn, daß Du die Freiheit des Gasthofs vorziehest; man ist gut aufgehoben in der Herberge des Albinus, in der Nähe des Tors zur Vorstadt des Augustus des Glücklichen, und im Gasthof von Serinus, Sohn des Publins, nahe am zweiten Turm; wenn es Dir recht ist, werde ich Dir Führer sein in dieser Dir unbekanntem Stadt; — Du gefällst mir junger Barbar, obgleich Du es versucht hast, meine Leichtgläubigkeit in Versuchung zu führen, indem Du behauptest, Kaiser Titus, der heute regiert, sei seit zweitausend Jahren tot und jener Nazarener, dessen erbärmliche Anhänger mit Pech bestrichen die Gärten Nervos erleuchtet haben, thronen jetzt allein als Herr in dem weiten Himmel, aus dem die großen Götter verbannt seien. — Beim Polzug,“ fügte er hinzu, während sich seine Augen auf eine rote Inschrift, die in einem Straßeneck angebracht war, richteten, „Du kommst gerade zur rechten Zeit, man gibt die „Casina“ von Plautus, die erst kürzlich wieder neu einstudiert worden ist; es ist das eine sonderbare und lustige Komödie, die Dir gefallen wird, wenn Du auch nur das Geberdenpiel verleben wirst.“

Folge mir, das Spiel beginnt alsobald, ich werde Dir auf der Bank für Gäste und Fremde einen Platz verschaffen.“

Und Rufus Holconius wendete seine Schritte dem kleinen komischen Theater zu, dessen Rekte die drei Freunde am Tage eingehend besichtigt hatten.

Der Franzose und der Bürger von Pompeji wanderten durch die Straße der „Quelle des Ueberflusses“, die „Theaterstraße“, sie gingen an dem „Haus der Fünfte“ und dem Tempel der Isis, an der Bildhauerwerkstatt vorbei und traten durch eine Seitentreppe in das Odeon oder komische Theater ein. Dank der Empfehlung des Holconius, erhielt Oktavio einen Platz in der Nähe der Bühne, an einer Stelle, die unserer Orchesterloge entsprechen würde. Alle Blicke richteten sich alsbald auf ihn mit einer wohlwollenden Neugierde und ein leises Flüstern durchlief das Amphitheater.

Das Stück hatte noch nicht begonnen; Oktavio hatte deshalb Zeit, sich den Saal näher anzusehen. Die halbrunden, auf jeder Seite in einer aus Besudana gearbeiteten gewaltigen Löwentage endigenden Sitzbänke schlossen sich erweiternd einen leeren Raum ein, der unserem Parquet entsprach, aber viel kleiner war und dessen Fußboden ein in griechischem Marmor kunstvoll gearbeitetes Mosaik bedeckte; eine breitere Sitzbank bildete in gewissen Entfernungen eine Trennung zwischen den einzelnen Abteilungen; vier Treppen, entsprechend den Eingängen vom Fuße bis zur Höhe des Amphitheaters aufsteigend, teilten sie in fünf Teile die oben breiter als unten waren. Versehen mit ihren Eintrittskarten, bestehend in kleinen Eisenblechplättchen, auf denen mit ihren Ordnungsnummern Fünftel, Abteilung und Sitzplatz, außerdem der Titel des dargestellten Stücks und der Name seines Verfassers angegeben waren, nahmen die Zuschauer gemächlich ihre Plätze ein. Für die Behörden, den Adel, die verheirateten Männer, die jungen Leute, die Soldaten, deren bronzene Helme man leuchten sah, waren besondere Abteilungen freigehalten.

Es war ein wunderbarer Anblick; diese prächtigen Togen und diese weiten weiß drapierten Mäntel, der vornehmeren Bürger der Stadt, die auf den ersten Sitzbänken Platz genommen hatten, zu denen der Schmutz der auf den oberen Bänken sitzenden Frauen einen lebhaften Gegensatz bildete, diese grauen Kapuzen der Leute aus dem Volke, die auf die obersten Plätze verwiesen waren, in der Nähe der Säulen, die das Dach trugen und zwischen denen hindurch man einen wunderbaren blauen Himmel erblickte; ein feiner Sprühregen von mit Safran gewürztem Wasser fiel in unmerklichen Tröpfchen von den Freilen herab und verbreitete einen angenehmen Wohlgeruch in dem ganzen großen Raum. Oktavio dachte an die überlieferten Ausdünstungen, die die Luft unserer Theater verderben, die im Uebrigen so unbequem sind, daß man sie als Orte der Marter bezeichnen kann; er fand, daß die Zivilisation in dieser Beziehung keine sonderlichen Fortschritte gemacht habe.

Der durch einen Querbalken gehaltene Vorhang sank langsam in die Tiefen des Orchesters hinab, die Musiker ließen sich auf ihren Plätzen nieder und der Prolog erschien in seiner wunderlichen Kleidung, den Kopf mit einer unförmlichen in Form eines Helmes gestalteten Maske bedeckt.

Der Prolog begann, nachdem er die Teilnehmer begrüßt und zum Beifall aufgefordert hatte, mit einer lustigen Auseinandersetzung: „Die alten Stücke seien wie der Wein“, sagte er, „der mit den Jahren an Gehalt zunehme und die „Casina“ des Plautus, die den Alten teuer war, dürfe es nicht weniger den jungen Leuten sein; jedermann könne an dem Stücke Vergnügen haben; die einen, weil es ihnen schon bekannt sei, die andern, weil sie es nicht kannten; das Stück sei übrigens sorgfältig wieder einstudiert worden, man müsse es mit sorglosem Herzen anhören, man dürfe dabei weder an seine Schulden noch an seine Gläubiger denken, denn im Theater werde niemand eingeleckt; es sei ein schöner Tag, das Wetter sei gut und die Eisvögel schwebten über dem Forum.“

Er gab dann eine Erläuterung des Lustspiels, das die Schauspieler aufzuführen würden mit einer Aufzählung aller Einzelheiten, die einen Beweis dafür lieferte, daß die Uebersetzung eine unwesentliche

Rolle spielte in dem Vergnügen, das die Alten am Theater hatten; er erzählte, wie der alte Stalino, Liebhaber seiner schönen Sklavin Casina, sie an seinen Pächter Olyengio einen willfähigen Gatten verheiraten wolle, und wie Lycosirata, die Frau des Stalino, um die Schliche ihres verliebten Mannes zu durchkreuzen, Casina mit dem Stallmeister Chalinus vereinigt, in dem Gedanken, die Liebchaft ihres Sohnes zu begünstigen; er teilte weiter mit, wie der gepoppte Stalino einen verkleideten jungen Sklaven für Casina hielt, die, als frei und freigebornen erkannt, den jungen Herrn heiratet, den sie liebt und von dem sie wieder geliebt wird. (Schluß folgt).

Ruhig Blut!

Zines Tages kam ich zu einem guten Freunde, einem alten, ehrwürdigen Junggefallen, von dem ich wußte, daß ihm seine zwar brave und treue, aber sehr leicht erregbare Wirtschafterin gar oft das Leben sauer machte.

Schon vor der Tür hörte ich die scharfe, zornige Stimme der Frau, auf welche immer erst nach längerem Pauken die ruhige Antwort meines Freundes folgte.

Da die Vorfaalt nur angelehnt war, trat ich ein und hörte eben die Wirtschafterin in höchster Erregung rufen: „Und nächsten Ersten gehe ich, da beißt die Maus keinen Faden weg!“

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn,“ hörte ich meinen Freund vor sich hinpredigen, worauf er mit ganz ruhiger Stimme fortfuhr: „Sie werden sich's schon noch einmal überlegen, Frau Müller.“

Mein Eintritt machte der seltsamen Unterhaltung ein Ende, und die Wirtschafterin entfernte sich.

„Nun sage mir vor allen Dingen,“ rief ich lachend meinem Freunde zu, „was sollte denn Dein Zählen bedeuten?“

„Ja, siehst Du,“ erwiderte er schmunzelnd, „das ist ein Hausmittel, das ich nur jedem empfehlen kann, der so leicht erregbar ist, wie ich. Ich habe irgendwo einmal den Ratsschlag gelesen, man solle, wenn man im Begriff sei, zornig zu werden, erst still für sich bis zehn zählen, dann werde sich inzwischen wohl die Erregung gelegt haben. Und dieses Mittel wirkt Wunder, kann ich Dir versichern!“

„Aber Du zählst doch nicht still für Dich, sondern laut!“ entgegnete ich.

„Das hat seine guten Gründe,“ erwiderte er lachend. „Meine Wirtschafterin ist nämlich noch hitziger als ich, sodas sie nie ans zählen denkt, obwohl ich ihres schon oftmals dringend empfohlen habe. Nun, da sie das nicht fertig zu bringen scheint, so zähle ich eben laut, dann kommt das Beruhigungsmittel allen beiden zu Gute.“

„Aber hat sie Dir nicht vorhin gekündigt?“ fragte ich.

„Verlaß Dich darauf, sie denkt nicht mehr daran,“ antwortete er.

Und mein Freund behielt Recht. — —

* * *

Wenn doch die Hühner das Rezept meines Freundes befolgen wollten!

Im Ernst: Wie viel tausendfache Unannehmlichkeiten in Form von Zank und Streit, von gerichtlichen Klagen und empfindlichen Strafen, von ärgerlichen, öffentlichen Widerrufen, Abbitten und Ehren-erklärungen könnten sich die Leute ersparen, wenn jedermann sich zu beherrschen und sein aufwallendes Blut zu rechter Zeit zu bemessern verstände!

Die Folgen des Zornes können für die Gesundheit des Körpers geradezu lebensgefährliche werden. Es ist eine bekannte und vielfach beobachtete Tatsache, daß heftige und aufbrausende Leute selten ein hohes Alter erreichen.

Dieser Umstand läßt sich aus den Lebenserscheinungen des Körpers recht wohl erklären.

Das Blut schießt nämlich in den Augenblicken heftigster Gemütsregung so rasch und gewaltsam durch die Herzkammer, daß bei dieser überreizten Tätigkeit, die sich in heftigem Herzklopfen kundgibt,

leicht Herzerweiterung, manchmal sogar Herzklappenstörungen entstehen können. Zugleich strömt dabei das Blut auch gewaltsam nach dem Kopfe.

Wenn sich nun solche Aufregungen oft wiederholen, wie dies ja bei hitzigen Personen der Fall sein wird, so werden nach und nach die feinen Blutgefäße des Gehirns erweitert und schließlich so ausgedehnt, daß sie einen Druck auf das Gehirn ausüben. Dieser macht sich in Form von heftigem Kopfschmerz fühlbar und endet zuweilen sogar mit einem tödlichen Gehirnschlag. Dagegen wird man finden, daß alle Leute, die ein hohes, menschliches Alter erreichten, vor allem jene Gabe besaßen, sich zu beherrschen und in allen Lagen des Lebens ihre Fassung und Ruhe zu bewahren.

Der Zar zu Hause.

Mein Glück ward geboren in Nacht, Nur im Dunkel hat es geblüht, Die Freude floh meine Schritte; Nun wandle ich müde in Dämmung dahin, Die Seele tastet in trüben Träumen Durch ungewisse Nebel dahin, Und ruhelos irren meine Gedanken, Sie sehen und beten und leiden und klagen Und finden auf Erden nicht Städte und Ruh.“

Diese Verse, die Zar Nikolaus II. selbst geschrieben hat, und die auch in der Uebersetzung den Schmerz wieder spiegeln, der die Seele des Herrschers erfüllt, bilden den Schluß eines sehr interessanten Artikels in „Casells Magazine“ über den Zaren. Der Verfasser schildert den Zaren als einen Mann, der aus den stärksten Kontrasten und Dissonanzen zusammengesetzt ist, und er gibt Aufschlüsse über das Leben und die Gewohnheiten des „Herrschers aller Reußen“. Der Zar hat wohl das höchste „Gehalt“, das überhaupt heute jemand auf der Welt empfängt. Er bezieht aus den öffentlichen Einnahmen ein Einkommen von zwanzig Millionen Mark, das in monatlichen Raten durch Schecks auf der russischen Reichsbank für ihn eingezahlt wird. Sein persönliches Einkommen ist noch drei- bis viermal so groß als der Ertrag seiner Zivilliste. Er hat Hunderte von Palästen, Schlössern und Gütern; er hat eine größere Dienerschaft als sonst jemand auf der Welt; mehr als 30 000 gehobenen seinen Winken und seine Marställe enthalten 5000 Pferde.

Der Zar steht gewöhnlich um 6 Uhr auf und nimmt ein Frühstück von Schinken und Eiern, Brot mit Butter und Marmelade ein, das nach englischem Muster von einem englischen Koch angerichtet ist; dazu Tee. Das russische Herrscherpaar hat überhaupt eine ausgesprochene Vorliebe für englische Einrichtungen; sie halten die englische Küche für die beste, bedienen sich der englischen Sprache zur Unterhaltung und wollen ihre Kinder nach englischen Prinzipien erziehen lassen.

Nach dem Frühstück zündet sich der Zar sogleich eine sehr schwere Havana-Zigarre an und raucht dann fortwährend bis zum Schlafengehen, obwohl die Aerzte ihn immer wieder auf die Schädlichkeit des so starken Rauchens aufmerksam machen.

Um 7 Uhr ist er an seinem Schreibtisch, um seine vielfachen Pflichten als oberster Feldherr, erster Admiral, höchster Kirchenfürst und Richter zu erfüllen. Ueber 500 Dokumente gehen so jeden Tag durch seine Hände. Der Lunch ist etwas reichhaltiger als das Frühstück. Es gibt einige hors d'oeuvres; dann Suppe, eine Fleischspeise mit Gemüsen und eine süße Schüssel, etwa so wie die besseren Klassen Englands speien. Da englisch gesprochen wird und die russische Dienerschaft nichts versteht, so ist die Unterhaltung frei und ungezwungen. Nach dem Lunch widmet der Zar einige Stunden seiner Erholung. Das Diner besteht aus fünf bis sechs Gängen, deren Zubereitung auch mehr nahrhaft, kräftig und gesundheitsfördernd ist, als für feinsinnigerer verwöhnte Gaumen berechnet. Etwa sechs bis acht Personen werden zum Diner zugezogen. Nach dem Diner vertritt sich der Zar gewöhnlich die Zeit, indem er das russische Spiel „Wint“ spielt und dabei beständig sehr hohe Einsätze macht. Die Zarin arrangiert auch

biweilen musikalische Abende, und manchmal spielt das Zarenpaar vierhändig Klavier.

Um 11 Uhr zieht sich das Herrscherpaar gewöhnlich zurück. Die Zarin liest auch oft ihrem Gemahl vor aus der „Times“ oder sonst einer englischen Zeitschrift, einem englischen Roman. Sehr eng begrenzt sind die Handlungen, die der Zar ohne die Bureaukratie, die eigentlich herrscht, vornehmen kann. Die Vorsichtsmaßregeln gegen Attentate, mit denen der Zar fortwährend umgeben wird, bedrücken seine Stimmung und führen zu einer solchen Umbüsterung des Gemütes, wie sie sich in den angeführten Versen ausdrückt.

Ein Konzert auf einem Holzschuh.

Im Jahre 1832, als der Geigertönig Paganini in Paris Konzerte gab, zählte zu seinem Dienstpersonal eine lebensfrohe Pikare, namens Nicette. Eines Tages war dieses Mädchen gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr betrübt, und als sie Paganini nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragte, erfuhr er, daß ihr Verlobter bei der Konfiskation eine schlechte Nummer gezogen und nun zum Militär eingezogen werde. Einen Stellvertreter könne er nicht kaufen, denn ein solcher verlange bei den jetzigen Kriegsgerichten fünfzehnhundert Franks, und über eine solche Summe verfügten sie beide nicht.

Da erwiderte Paganini: „Wenn es weiter nichts ist, so weinen Sie nicht mehr; fünfzehnhundert Franks sind kein großer Gegenstand, ich nehme diese Summe auf mich!“ — Darauf notierte er auf ein Blättchen Papier: „Nicht vergessen, ein Konzert zum Benefiz Nicettes zu geben!“

Es war gerade um die Weihnachtszeit. Damals war es in Frankreich Sitte, einen Holzschuh über dem Herde zu befestigen und den Kindern zu sagen, der Weihnachtsengel fahre vom Himmel durch den Schornstein nieder und fülle den Schuh mit Süßigkeiten und Spielsachen.

Eines Tages nun erhielt Paganini ein Ritzchen gefandt mit der Aufschrift: „Herrn Nicolo Paganini. Gebrechlich.“ Er öffnete begierig die Kiste und als er eine Menge Umhüllungen entfernt hatte, hielt er einen Holzschuh in den Händen.

„Einen Holzschuh!“ rief der Künstler enttäuscht und gereizt zugleich, und seine Umgebung hatte genug zu kämpfen, um das Lachen über den komischen Jörn ihres Herrn zu unterdrücken. „Damit will man sagen,“ polterte Paganini, „ich sei ein kleines Kind, das nur nehmen und nichts geben wolle! Aber wartet, diese schöne Gabe soll sich unter meinen Händen in Gold verwandeln!“

Damit zog er sich mit dem Holzschuh zurück, und er ward drei Tage lang von niemand wieder gesehen. — Paganini war ein gelehrter Instrumentenmacher, und während dieser drei Tage hantierte er mit Hammer, Säge und Feile und wandelte den hölzernen Schuh in eine Geige um. Er höhle ihn und mischelte ihn, er gab ihm Schall, Wohlklang und Seele, kurz, er schuf ein Meisterstück daraus.

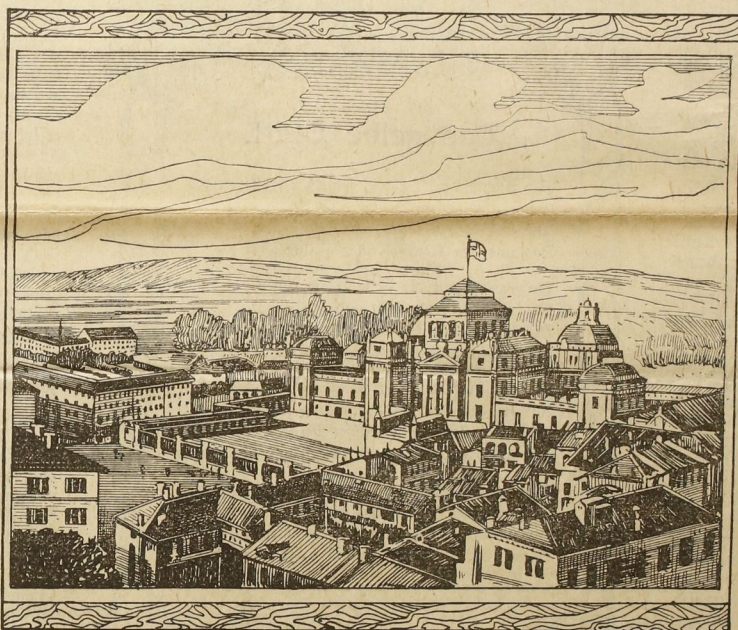
Am folgenden Tage verübten Maueranschläge, daß der Geigertönig am Vorabend des neuen Jahres ein Konzert geben und dabei fünf Stücke auf seiner Geige und fünf Stücke auf einem Holzschuh vortragen wolle. Den Eintrittspreis setzte er für jede

Person auf zwanzig Franks fest. In einer Viertelstunde waren sämtliche Billets — hundert wurden nur ausgegeben — vergriffen. Am Schloßerabend waren die hundert Auserlesenen versammelt, diesem kleinen musikalischen Feste beizuwohnen, welches eines der merkwürdigsten Ereignisse des musikalischen Lebens jener Zeit werden sollte. Paganini trat lächelnd ein, verjüngt und glühend für seine Kunst; er spielte seine Stiebungsgeige, und ein wahrer Rausch ergriff das Publikum.

„Aber,“ fragte man sich, „wie wird er es machen, um dieselben Töne auf einem Holzschuh hervorzulocken?“

Jetzt ergriff der Künstler diesen Holzschuh, legte ihn ans Kinn und strich die Saiten mit seinem Zauberbeigen, und aus dem seltsamen Instrument ertönten himmlische Harmonien. Er spielte nicht eine jener vulgären Konzertweisen; es war ein ganzes Drama, verständlich für jedermann; es war die Rückkehr eines Konfribierten. Man sah ihn tröstlos beim Scheiden, selig, da er die Raserne wieder verlassen durfte; man erkannte das Schluchzen, dann das Entzücken der Braut; ein Jubelbuet des glücklichen

Zur Geburt des italienischen Kronprinzen.



Schloß Racconigi, in dem der Kronprinz das Licht der Welt erblickte.

Paares schloß die Improvisation. Der Beifall wollte kein Ende nehmen; aber in einer Ecke des Saales, hinter einer ipsischen Wand verborgen, weinte ein junges Mädchen vor Seligkeit; es war Nicette. Die Geschichte des Konfribierten war ihr gerade ins Herz gedrungen.

Als das Konzert zu Ende war, zählte man die Einnahme; es waren zweitausend Franks.

„Nicette,“ sagte Paganini, „das sind fünfshundert Franks mehr, als Du brauchst, um einen Stellvertreter zu kaufen. Das mag für die Reisekosten Deines Bräutigams sein. Aber Ihr werdet auch etwas für Eure Einrichtung gebrauchen. Dieser Holzschuh gehört Dir, Du magst darüber nach Deinem Gutdünken verfügen; aber ich bin gewiß, daß Du daran eine gute Mitgift haben wirst.“

Paganini hatte recht; Nicette verkaufte den Holzschuh für sechstausend Franks an einen reichen Liebhaber. Heute ist er im Besitz der Familie des Lords Granville, des ehemaligen Botschafters der Königin von England in Paris. Wenn ihn der Lord zeigte, pflegte er jedesmal zu sagen: „Dieser Holzschuh ist eine historische Merkwürdigkeit.“

Ein japanisches Soldatenbegräbnis.

Wargends zeigt sich vielleicht die religiöse Gleichgültigkeit der Japaner auffallender, als in den Zeremonien, unter denen sie ein solches Begräbnis vollziehen. Der Engländer J. A. Mc. Kenzie gibt von einem solchen Soldatenbegräbnis, dem er beigewohnt hat, folgende Schilderung: „Auf dem Hügel war ein Rechteck mit hohen Fächern bezeichnet. Ein Denkmal aus rohem Holze, nur größer als das gewöhnliche einfache Holzkreuz auf jedem Soldatengrab, wurde am hinteren Ende aufgestellt. Der Raum davor war von einem Seil abgegrenzt, das oben an die Stäbchen gebunden war. Daran hatte man viele Streifen aus flatterndem weißen Tuch befestigt, ein altes Mittel, böse Geister abzuwehren. Vor dem Denkmal stand eine Art Altar; riesige künstliche Blumen umgaben ihn und viele Opfergaben waren rundherum aufgestellt, große Bündel Lattich und Radieschen, lebendes Geflügel, Körbe chinesischer Kuchen, die in Form und Farbe Früchten und Eiern, Fischen und selbst einer Anzahl Bierflaschen ähnelten. Das waren die Opfergaben für die Geister der Toten.“

Trompetensignale ertönten jetzt, die langen Reihen der Soldaten standen stramm, — die hohen Offiziere kamen heran. Bald stand eine ansehnliche Gruppe links vom Altar. Der Gottesdienst wurde in den Shintoformen abgehalten, da der Shintoismus die Nationalreligion Japans ist. Drei Priester kamen vor, der ältere, ein ehrwürdiger und graubärtiger Mann, trug ein langes Gewand, das in allen Regenbogenfarben glänzte und in der Taille gebunden war. Ein Schwert, dessen Scheide mit altgoldfarbener Seide bedeckt war, hing an seiner Seite. Seine Kopfbedeckung war eine Art Helm, der sich in eine große Feder über dem Kopfe wölbte und auf einem schwarzen Gestell gearbeitet war, wie man es bei uns zu Damenhüten braucht. Die beiden anderen Priester trugen schöne braune Seidengewänder. Hier kam der große Gegensatz zwischen diesem Gottesdienst und ähnlichen in einem europäischen Heere sehr deutlich zum Ausdruck. Augenzeugen, die sich an das ruhrende Lebenswohlf

erinnerten, das man den Gefallenen in Chertum nachrief, oder an den großen Trauergottesdienst in Brätoria, erklärten, daß der religiöse Teil der Feier den stärksten Eindruck machte. Hier aber blieb die religiöse Seite der Zeremonie ohne jede Wirkung. „Die Zeremonien der Priester bedeuten gar nichts,“ meinten die Japaner selbst. In zwanzig Jahren, wenn sich die Japaner dann einmal zu einem ähnlichen Gottesdienst verflammen, wird das Kreuz den Shintoismus verdrängt haben, wenn auch die Form des Christentums vielleicht ganz verschieden sein wird von der, wie die abendländische Phantasie sie erfährt hat.

Gewiß hatten die Zeremonien der Priester auch hier eine gewisse Würde und Feierlichkeit. Die Priester standen vor dem Obelis, und unter vielen Verbeugungen sagten sie ein altes Gebet her. Dann nahm ein Priester einen belaubten Zweig eines Busches und webelte damit über uns, um alle Unreinlichkeiten und Unvollkommenheiten aus unserem Leben gleichsam fortzujagen. Dann kam das Speiseopfer für die verschiedenen Geister.

Diese Nahrung wird später von den Sterblichen gegessen; dabei ist die Voraussetzung, daß die Geister nur in einem geistigen Sinne daran teilnehmen

Nach verschiedenen anderen Zeremonien schritt der General der Division vor und hielt vor dem Denkmal eine Rede zur Erinnerung an die Toten. Wieder ertönten Hörersignale, die Soldaten präsentierten das Gewehr, die Fahnen wurden erhoben, die Offiziere zogen die Degen und senkten die Spitzen zu Boden. Wenn der Schmuck des Altars mich befremdet, die Speiseopfer abstoßend auf mich gewirkt und der religiöse Teil mich völlig kalt gelassen hatte, so machte mir dagegen die Teilnahme des japanischen Soldaten einen starken Eindruck. Ich habe den japanischen Soldaten beobachtet wie er für seinen franken Kameraden sorgte, wie er die Gräber seiner Toten pflegte und heute morning sah ich, daß in diesen tapieren Soldaten sich Güte und Heldennut vereinen. Zum Schluß kamen die hohen Offiziere und jeder legte vor dem Denkmal einen Zweig Immergrün mit einem weißen Band nieder; auch die ausländischen Militärattachés legten Zweige nieder, dann schwenkten die Bataillone rechts und links ab und zogen auf ihre Posten zurück . . .“

daher ebenso hinfällig, wie die Annahme, daß der Schließsport die Züchtung besonders brauchbarer Hunde befördere. Es hat sich auch, wir dürfen sagen, jahrhundertlang nicht das Bedürfnis gezeigt, künstlich angelebte Hunde zur Fuchsjagd zu verwenden; erst zur Rechtfertigung des englischen Modespports hat man dieses Bedürfnis behauptet.

Wenn Deutschland vor einer überhandnehmenden Fuchspflage stände, so würde vielleicht jedes Mittel zur Beseitigung der Füchse berechtigt sein. Diese Plage ist indes so wenig akut, und gefürchtet, daß man in geeigneten Fällen die Aussetzung von Füchsen anempfehlen, die besser als jedes andere Mittel die Vertilgung von Ratten und Mäusen besorgen. Jedenfalls steht die ganz ungeheuerliche Ausdehnung des Schließsports in keinem Verhältnis zu der Belästigung durch Füchse. Der Sport verdient sein Umfichgreifen lediglich den mit Preisschließen verbundenen Hunde-Ausstellungen.

Noch bis vor wenigen Jahren durften in Preußen diese Tierhegen sogar öffentlich stattfinden; es waren also die spanischen Stiergefächte im Kinderpielzeug-

als möglich, am Leben zu erhalten, und peinigt ein Tier zu Tode, das, wenn auch schädlich, vom menschlichen und insbesondere weidmännischen Standpunkte aus betrachtet, dasselbe Anrecht auf Abführung seiner Leiden hat, wie jedes andere. Der Fortrierer ist Mode- und Sporthund und kann seinen Schweiß auch im Felde zeigen. Der Jäger braucht das Preisschließen nicht, er prüft seine Hunde im Felde — dem einzigen richtigen Orte. Für den Sportsmann als „Preisjäger“ sollten jedoch weder Fuchs noch ein weidmännischer Richter zu haben sein.“ —

Dieser Sport wird, wie schon bemerkt, von gewissen Hundezucht-Vereinen begünstigt, weil man mit den preisgekrönten Tieren auf Ausstellungen glänzen kann. Aber selbst in den Kreisen der Hundezüchter sind ernste Stimmen gegen das Schließen ertönt. So schrieb die kynologische Zeitschrift „Der Hund“ in ihrer Nummer vom 10. Juli 1903: „Auch gegen die Dachshundschließen wenden sich einige Tierchutz-Vereine, aber es scheint, daß sie hier keine wesentlichen Erfolge aufweisen können, und vielleicht deshalb, weil bei den Preisschließen vor dem Publikum die Tierqualerei nicht so zu Tage tritt, wie bei dem Anlernen der Dachshunde und Fortrierers. Dazu werden besonders junge Füchse aus dem Bau geholt und vollends aufgezogen, und diesem armen Tieren sieht nun, solange sie leben, was allerdings bei schlechter Pflege nicht lange dauert, nichts anderes bevor, als daß sie aus ihrem Stall geholt (mit einer eisernen Zange) und in einen Kunstbau gesetzt werden, wo dann die Mitglieder eines Vereins ihre Hunde nach Belieben auf sie hegen können. Als bestes Resultat wird es betrachtet, wenn es einem Hund unter fortwährendem Hehen gelingt, das bis auf das äußerste geängstigte Füchselein endlich zu erwürgen, dem natürlich jeder Ausgang zu einer Flucht gesperrt ist, ein jammervoller Anblick. — Auffallend und erfreulich ist es, daß die „weidgerechten Jäger“ nur ausnahmsweise an diesem Sport teilnehmen, denn sie lernen ihre Dachshunde in der freien Natur an und jagen, daß etwas ganz anderes dazu gehört, daselbst besonders einen erwachsenen Fuchs oder Dachs aus dem Bau zu sprengen, als einen gefangenen, oft halb verhungerten. Der weidgerechte Jäger läßt den Fuchs aus dem Bau sprengen und erschießt ihn, oder er gräbt die Zungen aus, die ihm sein Hund angezeigt hat, und tötet sie rasch. Das Taubenschießen ist durch das Eingreifen der Tierchutz-Vereine im Verschwinden begriffen und floriert nur noch in Monaco. Möchte es den Tierchutz-Vereinen gelingen, den Dachshundschließen ein Ende zu bereiten; es ist ein unwürdiger Sport, der den Menschen ver-

Der Schließ-Sport, eine Tierquälerei ärgster Art.

Gegen die auffällig zunehmenden Fuchs- und Dachs-Schließen wird es Zeit, endlich Protest zu erheben.

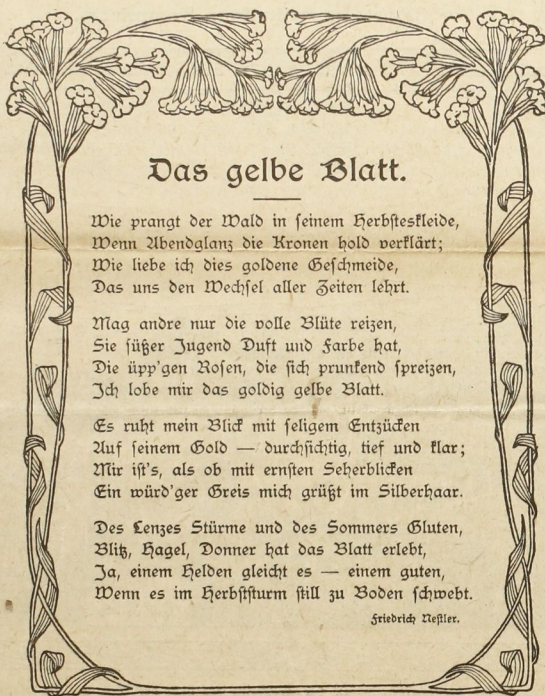
Der Zweck dieses neumodischen Sports ist, Hunde auf Füchse und Dache zu hegen, um zu erproben, ob sich ein Hund zur Jagd auf Tiere eignet. Hierbei ist der Verlauf gewöhnlich folgender:

Der durch Hungern zu seinem Beruf vorbereitete d. h. entkräftete Fuchs wird in einen aus Holz hergerichteten Gang gesetzt. Alsdann wird der Hund zugelassen. Unter der Erde entleitet zwischen beiden ein Kampf, der nach Verlauf von etwa einer halben Stunde durch Abheben des über den kämpfenden befindlichen Brettes beendet wird. In der Regel hat sich der Hund an den Fuchs so festgebissen, daß letzterer gleichzeitig mit emporgehoben wird. Der Anblick des nunmehr am Schwanz in der Luft schwebend gehaltenen Fuchses, an dem sich der Hund festgebissen hat, ist jedes nicht verrohte Gefühl verlegend; er wird aber durch das Nächstste noch überboten. Eine Zange von Meterlänge wird herbeigeschafft und der Kopf des Fuchses mit einem scharfen Zangenhieb gefaßt. Bei der Wucht des Hiebes und der Hebelkraft der Zange kommen nicht selten Knochenzersplitterungen an den Kopfteilen des Fuchses vor. Sind beide Tiere von einander getrennt, so ist der erste Kampf fertig.

In der gleichen Weise wird der Fuchs so lange in den Bau zurückgesetzt und neue Hunde zugelassen, bis er nahezu verendet ist. Er blutet aus zahlreichen Wunden; Ohren, Augen, Nase sind oft aufgeschlitzt oder ausgerissen; er stellt häufig nur eine mit Blut und Rot bedeckte, leblose Masse dar.

Das Schließen ist ein Sport, der einerseits zur Unterhaltung, andererseits zur Gewinnung von Preisen dient. Das in den sogenannten Schließvereinen in der Regel allsonntäglich geübte Schließen soll die Hunde im „Kunstabau“ lediglich für das Preisschließen auf Hunde-Ausstellungen vorbereiten. Zahlreiche hierbei verwendete Hunde lernen nie einen Naturbau kennen. Der im Kunstabau nicht der im Naturbau bewährte Hund ist Handelsartikel, weil nur an ersterem durch die ausgesetzten Prämien und durch Wetten verdient werden kann.

Ein Hund, der im Kunstabau vortrefflich arbeitet, ist aber in vielen Fällen im Naturbau nicht zu gebrauchen, ebenso umgekehrt. Die Behauptung, daß der Hund durch das Schließen in geeigneter Weise zum Gebrauch im Naturbau vorbereitet werde, ist



Das gelbe Blatt.

Wie prangt der Wald in seinem Herbstskleide,
Wenn Abendglanz die Kronen hold verklärt;
Wie liebe ich dies goldene Geschmeide,
Das uns den Wechsel aller Zeiten lehrt.

Mag andre nur die volle Blüte reizen,
Sie süßer Jugend Duft und Farbe hat,
Die üpp'gen Rosen, die sich prunfend spreizen,
Ich lobe mir das goldig gelbe Blatt.

Es ruht mein Blick mit selbigem Entzücken
Auf seinem Gold — durchsichtig, tief und klar;
Mir ist's, als ob mit ernsten Seherblicken
Ein würd'ger Greis mich grüßt im Silberhaar.

Des Lenzes Stürme und des Sommers Glutten,
Blitz, Hagel, Donner hat das Blatt erlebt,
Ja, einem Helden gleicht es — einem guten,
Wenn es im Herbststurm still zu Boden schwebt.

Friedrich Hopfer.

Mastab gegen ein Eintrittsgeld zu sehen. Erst im Jahre 1898 gelang es in Preußen dem Wuppertaler Tierchutzverein, wenigstens eine Ausschließung der Öffentlichkeit des Schließens durchzusetzen, während das nachgeachtete gänzliche Verbot der Schließen vom Ministerium abgelehnt wurde, da — wie es im Bescheide hieß — zur Heranziehung scharfer, zur Vertilgung von Raubzeug geeigneter Hunde die Schließen nicht entbehrlich werden könnten. Das Preussische Ministerium stützte sich aber auf einen Grund, der garnicht zutrifft, denn in den Kreisen der Jäger von echtem Schrot und Korn stößt man auf Abneigung gegen das Schließen.

Zum Beweise drucken wir aus der Jagdzeitung „Wild und Hund“ folgende wichtige Stelle ab: „Ich habe schon manches Stück Wild erlegt, noch nie jedoch hatte ich jenes Gefühl des Abscheus und Unbehagens wie bei meinem ersten (und letzten) Preisschließen. Ich erkläre es für unweidmännischen Sport. Man gibt vor, die Natur nachzuahmen; wie anders jedoch spielt sich alles draußen ab! Hier ist das erstrebte und meist auch erreichte Endziel, den Fuchs oder Dachs zu erlegen, dort trachtet man den Fuchs so lange als möglich, also für soviel Hunde

ein unwürdiger Sport, der den Menschen verroht.“

Vermischtes.

Der Prinz von Piemont.

Die Freude, die vor wenigen Wochen dem russischen Herrscherpaar beschert wurde, ist nun auch in die italienische Kaiserfamilie eingezogen. Der langenschnurige Prinz, ein direkter Nachfolger des Könige Viktor Emanuel auf dem italienischen Thron, hat endlich das Licht der Welt erblickt. Die Königin Elena hat ihre Niederkunft in der Sommerfrische des kleinen Städtchens Racconigi (siehe Abbildung Seite 325) und nicht in dem gerade in dem Spätsommer besonders heißen und unergütlichen Rom erwartet. Ein Teil der auf ihre nationalen Gefühle besonders stolzen Patrioten hatte zwar schon seit geheimer Zeit — als man voraussehen konnte, daß das freudige Ereignis binnen wenigen Wochen eintreten werde — die Forderung erhoben, daß die Königin in den Lavinialen zurücklehre, damit der erhoffte Thronerbe auch in der Hauptstadt des geeinten Königreichs das Licht der Welt erblicke. Doch der König hat verständigerweise solcher Neugierlichkeit einen

Besonderen Wert nicht belagern und vor allem gewünscht, daß gerade in Erwartung der Niederkunft auf das Wohlbehalten und die leiblichen Bedürfnisse seiner hohen Gemahlin in erster Linie zu berücksichtigen seien.

Allein die italienischen Patrioten hatten nicht nur das Verlangen gestellt, daß der Prinz in Rom geboren werde, sondern auch, daß er den stolzen Namen eines Prinzen von Rom führen müsse, da doch Rom, die einstige Herrscherin des Erdkreises, jetzt die Hauptstadt des Königreiches sei, und da der Neugeborene der erste direkte Thronerbe sei, seitdem die Einigung des Reiches in den Septembertagen des Jahres 1870 erfolgte. Denn der jetzige König Viktor Emanuel wurde im November 1869 zu Neapel geboren, also zu einer Zeit, wo in Rom noch der Papst auch als weltlicher Herrscher residierte. Des weiteren sollte mit der Führung des Namens „Prinz von Rom“ zugleich bezeugt werden, daß man den gegenwärtigen politischen Zustand, die Zugehörigkeit des früheren Kirchenstaates und der ewigen Stadt zum Königreich Italien als absolut endgültige und unabänderliche Dinge betrachte. Es schien auch eine Zeitlang nicht ausgeschlossen, daß der König und die italienische Regierung jenem Verlangen Rechnung tragen wollten, was bekanntlich auch den Papst veranlaßte, sich mit der Sache zu beschäftigen.

Plus X vertrat nun die Ansicht, daß, wenn ein Prinz geboren werden und diesem in der Tat der Name „Prinz von Rom“ beigelegt werden sollte, dies als eine schwere Beleidigung des römischen Stuhles aufzufassen sei und er glaube sich hiergegen durch einen entsprechend vorbereiteten Protest und weitere politische Maßnahmen vermahnen zu sollen. Dieses Vorgehen mag den Traditionen des Papsttums, das sich eben immer als erste politische Macht betrachtet hat und auch jetzt sich von der Fiktion solcher Macht nicht frei machen kann, entsprechen, allein daselbe wurde von der nicht im Sinne des Ultramontanismus stehenden Presse allenthalben scharf verurteilt, da es doch mit den Prinzipien der christlichen Liebe, Demut und Selbstverleugnung in schroffem Gegensatz stand. Nun, König Viktor Emanuel hat schon vor einigen Wochen, wie seinerzeit die „Patria“ zu melden wußte, jenen Plan aufgegeben, und ist, wie jetzt die Tatsachen lehren, nicht mehr auf ihn zurückgekommen. Er hat seinen erstgeborenen Sohn den Namen „Prinz von Piemont“ beigelegt und damit jedenfalls dem Vatikan gegenüber befunden, daß ihm nichts ferner liegt, als die noch immer bestehenden politischen Differenzen zwischen Papsttum und Königtum zu verschärfen. Man wird diese Handlungsweise nur billigen können, da sie doch vielleicht dazu beiträgt, eine Ausöhnung anzubahnen.

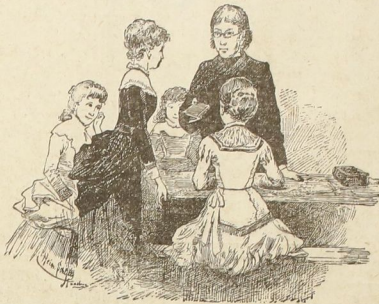
Wir haben schon bemerkt, daß das Königshaus und mit ihm das italienische Volk von der Geburt des Thronerben hochbeglückt sind, wenn auch ohne ihn die männliche Thronfolge im Hause Savoyen noch auf lange Zeit sicher gestellt schien. Die Dynastie weist zurzeit noch zehn thronfolgsfähige königliche Prinzen auf, von denen der älteste 50 Jahre zählt. Der bisher für die Thronfolge zunächst in Betracht kommende ist der 35 Jahre alte Prinz von Aoste, der bereits zwei männliche Nachkommen hat.

Was die Zukunft des Prinzen von Piemont anlangt, so erwarten ihn, wenn er einst den italienischen Königsthron bestiegt, voraussichtlich schwere Pflichten. Das an sich herrliche und auch reiche Land bedarf noch weitgehender Reformen, ehe sein Zustand in ethischer wie wirtschaftlicher Beziehung ein nur halbwegs befriedigendes genannt werden kann. Freilich erfreut es sich einer weitgehenden politischen Freiheit, so daß es in dieser Hinsicht mit Rußland nicht zu vergleichen ist. Möge es dem König Viktor Emanuel und seiner Regierung, die jedenfalls von dem besten Willen besetzt sind, gelingen, dem Thronerben die Wege einigermaßen zu ebnen.

Der Kaiserpokal für Ozeanwettsfahrten. Kaiser Wilhelm hat, wie schon gemeldet, einen Kaiserpreis für internationale Sachtwettsfahrten über den Ozean gestiftet. Der Entwurf zu dem kostbaren, in Silber getriebenen und vergoldeten Pokal, der in antikisierender Form gehalten und 1 m hoch ist, rührt von Kaiser selbst her, die Ausführung ist das Werk von Professor Otto Kriehoff in Berlin. (Siehe Abbildung Titelseite.)

Heiteres.

Aus der höheren Töchterkule.



„Was wissen Sie von der „Jungfrau von Orleans“, Fräulein Zwicker?“
„Sie machte sehr viele Eroberungen und sie wurde deshalb selig gesprochen.“

Ein Automobilseind. „... Sie können also die „Schнауferl“ nicht leiden?“ — „Nein! Ich hab schon genug davon gesehen, gehört, gerochen und gefühlt!“

Ein Gewissenshaffer. „In der Zelle Nummer neun soll es ja ganz unheimlich klingen. Man höre nachts Rettengeräusch und Stöhnen!“ — Gefängniswärter: „Ja, da war ein Verbrecher drinn“, der wegen Mordes zum Tode und wegen Raubs zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde, und da sitzt er eben nach seiner Hinrichtung die zwei Jahre als Geist ab.“

Angebot. Student (zum Trödler): „Kaufen Sie hier einen Stiefelmeß?“ — Trödler: „Ich kaufe nur ganze Einrichtungen.“ — Student: „Das ist meine ganze Einrichtung.“

Fortschritt. A.: „Warum gratulieren Sie Herrn Legationsrat nicht zu seiner Verheiratung?“ — B.: „Ich kann das nicht recht; ich kenne seine Frau nicht!“ — A.: „Dann sollten Sie ihr gratulieren!“ — B.: „Das kann ich als ehrlicher Mann erst recht nicht, denn ich kenne ihn!“

Im Gegenteil. Mama (zu Franz, der mit seinen Freunden „Indianer“ gespielt hat): „Aber Kind, Du siehst ja ganz bleich und angegriffen aus; Ihr habt Euch gewiß wieder recht tüchtig herumgeschlagen!“ — Franz: „D, im Gegenteil — wir haben die Friedenspfeife geraucht!“

Gemütslich. Flörst (einer Dorfmannstabelle, der um einige Takte zurück ist, als ihn der Kapellmeister einen witternden Blick zuwirft): „Aeg Dich nicht auf — — ich hole Euch schon wieder ein!“

Reidlich. „So ein Cavalier hat es gnt! Querst lebt er in Saus und Braus, und wenn er sich dann vor Schulden nicht mehr zu helfen weiß, verschaffen ihm seine Gläubiger überbies noch eine reiche Frau!“

Musterschuh. „Ich danke für Ihre Freundlichkeit, mein Herr, das hübsche Regen tut mir nichts.“ — „Aber bitte, mein Fräulein, ich bin Rentenanwalt; ein so entzückendes Musterschuhchen muß doch geschickt werden.“

Störung. Schmitzendirektor (von der Bühne zum Publikum): „Entschuldigen die Herrschaften, wenn im zweiten Akte die Festtulle ausfallen muß, da unser Schmauzl mit der Wurst durchgebrannt ist!“

Rästel-Ecke.

Kreuz- und Quercharade.

1	2
3	4

1 2, ein Reisziel in unsere Lande, Das vielen schon Erholung bot, Es trägt Dich leicht bewegt, nach fremdem Strande, Doch mancher fand darin auch süßen Tod, Triffst 4 die 2 so kann 2 4 leicht kommen, Zumal, wenn 1 vor 4 sich stellt, Ein Aufenthalt von 3 2 wird Dir frommen, Durch ihn das Landschaftsbild Dir wohlgefällt. Ein Glanz ist 3 im hohen Norden, Durch Meer und Eis von uns getrennt, 3 4 jagt aus dem Land ein freunde Horden Mit Stolz die tühne Tat noch heute nennt.

Diamant-Aufgabe.

b
eee
eeefg
iiiiilnp
rrrrr
suz
z

Die Buchstaben sind so zusammenzusetzen, daß die mittleren Reihen von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, gleichlauten. Die Reihen bedeuten:

1. Ein Buchstabe.
2. Ein türkischer Titel.
3. Ein Handwerkszeug.
4. Ein vielbesuchtes Bad.
5. Eine Erzung.
6. Ein Schweizer Kanton.
7. Ein Buchstabe.

Arithmogryph.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 Stadt in Preußen.
2 10 8 Ein Wild.
3 2 3 1 10 2 Ein asiatischer Volksstamm.
4 2 3 5 4 6 Ein Engel.
5 2 5 6 10 5 Ein Naturforscher.
6 10 11 5 10 Ein französischer Fluß.
7 8 10 2 4 1 11 5 Ein Engel.
8 10 11 5 10 Ein deutscher Dichter.
9 3 12 5 10 2 Ein Dpern-Komponist.
5 11 7 8 5 Ein Baum.
11 2 10 5 10 Ein Mädchenname.
12 5 10 11 6 10 5 3 4 Einmaliger tapferer Feldmarschall, und nennt auch noch eine deutsche Stadt.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, geben den gleichen Namen wie 1-12.
Aufsölung erfolgt in nächster Nummer dieses Blattes.

Lösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Arithmogryph.

- Sindau.
Ill.
Roin.
Pill.
Anla.
Plan.

Charade: Verstand.

Rästel: Mühle.

Aus Haus und Hof

Mussen der Gänse. Dies gestaltet sich gewöhnlich zu einer Tierquälerei und ist auch wirtschaftlich falsch. Ein Ferkel schreibt uns: Meine Schwester ist eine tüchtige Landwirtin, die das Ferkel zusammenhält. Dennoch läßt sie ihre Gänse nicht auf die meistens hübsche Art berupen. Sie nimmt jede Gans im Juli und September eigenhändig vor, indem sie die Federn raht, nicht raht. So viel Federn, als in nächster Zeit würden von selbst ausfallen, bleiben ihr in der Hand. Damit begnügt sie sich und hält nebenbei die Kinder an, ausgefallene Federn zu sammeln. Den Gänsen die Federn bei lebendigem Leib auszuziehen, ist Tierquälerei! Dendrein kommen die Tiere dadurch im Gesundheitszustande rückwärts, ein Bedenken, welches den Gewinn einiger Federn doch wohl mehr als aufwiegt.

Staubvögeln erzeigt man keine Wohlthat, wenn man sie in den Zug oder in die Sonne hängt. Jeder Naturkennner weiß, daß die Vögel im Freien bei großer Hitze das schützende Dickicht der Gebüsch oder der Wälder aufsuchen. Also ahnt den Gang der Natur nach und schützt eure Vögel vor Zug und Sonnenhitze. Gebt ihnen auch täglich zweimal frisches Wasser.

Die Hunde haben ein großes Bedürfnis nach frischem, reinem Wasser. Die Unmöglichkeit, ihren Durst zu befriedigen, ruft Krankheiten hervor. Das Gleiche ist der Fall, wenn sie, von Durstqualen gepeinigt, abgestandenes Wasser von Pfützen und Tümpeln zu sich nehmen. Stellt darum saubere Trinkgefäße, gefüllt mit reinem Trinkwasser, an zugänglichen Plätzen auf! Denkt namentlich an die Kettenhunde!

Vergleichen Sie

alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,

LEIPZIG-
Postfach Nr. 62.
Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Die Kinder gedeihen vorzüglich dabei & leiden nicht an Verdauungsstörung.

Kufekes Kindermehl

Hervorragend bewährt bei Brechdurchfall, Darmkatarrh, Diarrhoe etc

Von tausenden von Ärzten des In- und Auslandes empfohlen.

Altbewährt

MAGGI'S Würze

Suppen- & Speise-
einzig in ihrer Art

